

**Ein diakonisch pastoraler Impuls aus Anlass der
Ausstellungseröffnung
„Innenansichten – Bilder aus der Abschiebungshaft in Ingelheim“**

**am Donnerstag, den 5. Juli 2007, um 18.00 Uhr im Rathaus Ingelheim
von Weihbischof Dr. W. Guballa, Bischofsvikar für die Caritas im Bistum Mainz**

„Was ihr getan habt ...“ (Mt. 25,40)

Es ist ein bedrängender Text, der überschrieben ist „vom Weltgericht“. Ein ganz eigener König offenbart sein Reich, in welchem es keine Hungrigen mehr gibt und keine Durstigen, keine Fremden und Obdachlosen, keine Nackten und Kranken und Gefangene auch nicht mehr.

Warum hat er mit diesem Reich solange gewartet? könnte unsere Gegenfrage sein.

„Habe ich nicht“, wird der König antworten, „denn du hast mich getroffen. In jedem Hungrigen hast du mir zu essen gegeben, in jedem Durstigen hast du mir zu trinken gegeben, in jedem Fremden und Obdachlosen hast du mich aufgenommen, in jedem Nackten mich begleitet, in jedem Kranken mich geheilt und in jedem Gefangenen mich besucht.“ Weltsicht eines Königs, der die Innenansichten dieser Welt nicht so belassen will, wie sie sind, sondern daran etwas ändern möchte und diejenigen sucht, die mitmachen.

191.000.000 Menschen – so der Weltbevölkerungsbericht der Vereinten Nationen aus dem Jahre 2006 – leben außerhalb ihres Geburtslandes. Die Hälfte sind Frauen, sie alle fliehen vor Hunger oder Gewalt und hoffen auf die Möglichkeit eines neuen Anfangs in einem Leben, in dem sie als Menschen respektiert, als freie Bürger geachtet, auf eine Zukunft für sich selbst und ihre Kinder hoffen können.

Wer erinnert sich noch an den Herbst 2005, als die Grenze zwischen Afrika und den spanischen Enklaven Ceuta und Melilla eine traurige Berühmtheit erlangte. Mit einfachsten Mitteln versuchten junge Schwarzafrikaner die mehrfach gesicherten Grenzanlagen zu überwinden, ließen sich weder von Natodraht noch von Patrouillen der Guardia Civil abschrecken. Von jeweils 500 Männern kamen in der Regel 50 über den Zaun, unzählige blieben verletzt darin hängen, jedesmal gab es auch Tote, verblutet im Stacheldraht. Der deutsch/iranische Schriftsteller Navid Kermani schrieb im Anschluss an eine Reise nach Ceuta: „Wer das Blut an den Stacheldrahtzäunen gesehen hat, wird lebenslang zusammenzucken, wenn er das Wort Wirtschaftsflüchtling hört.“

Die den Grenzübertritt geschafft haben, müssen sich dann sozusagen unsichtbar machen, ohne Papiere existieren sie faktisch nicht. Weil sie illegal sind, dürfen sie keine Spuren hinterlassen. Unauffällig müssen sie durch das Leben gehen.

Wenn sie gefasst werden, kommen sie in Abschiebungshaft.

Auf der anderen Seite, wenn wir es recht bedenken, leben wir in einer Gesellschaft mit höchster Mobilität, berufliche Mobilität, Tourismus, Mobilität von Kapital und Waren usw. Und dann jedoch finden wir Menschen, die kein Verbrechen begangen

haben, die allerdings in der Not, in der sie lebten, keinen anderen Weg sahen, als aufzubrechen, denen aber wird die Mobilität verweigert.

Eine Abschiebungshaft ist ein Ort, der eine hohe Autorität hat, denn er macht das Problem der Gerechtigkeit zum Thema. Gleichzeitig ist es so etwas wie ein Nichtort, denn denen, die dort sind, wird ja gesagt: „Du hast keinen Platz in unserem Land, und die Abschiebungshaft ist kein Ort, an dem du bleiben kannst. Du bist dort, wo du als Mensch nicht hingehörst, weil du in einem Land bist, in das du nach den Gesetzen dieses Landes unrechtmäßig gekommen bist.“ Vom Evangelium, das wir aber gerade gehört haben, ausgehend müssen wir sagen: „Ein solcher Ort wie eine Abschiebungshaft, ist kein gottloser Ort, denn die Präsenz Gottes offenbart sich in seiner Ortlosigkeit.“ Die Menschen in einer Abschiebungshaft sind der verschämte Teil einer mobilen Gesellschaft.

Eine Ausstellung verlangt das Hinsehen. Wer hinsieht, setzt sich auseinander, ganz konkret, mit Menschen, die hier sind, mit den Gründen ihrer Flucht, mit der Geschichte ihres Lebens.

Wer so weit ist, möchte etwas verändern, könnte bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Caritas und Diakonischem Werk nachfragen, was hier konkret an Ort und Stelle getan werden könnte, darf sich aber auch nicht zufrieden geben mit dem reinen Binnenblick, sondern muss von der Frage beunruhigt bleiben, was sie oder er tun können, was notwendig an dem Ort wirken würde, an dem die Menschen es in ihrer Not nicht mehr aushalten konnten. Sie brauchen nicht unser Almosen, sie brauchen unseren Beitrag zu einer gerechten und damit friedvollen Welt.